

Bericht des Bischofs

zur Vorlage bei der 63. Ordentlichen Synode des Katholischen Bistums der Alt-Katholiken in Deutschland 2022

1. Vorbemerkungen
2. Friedenssynode 2018 - nicht von dieser Welt
3. Digitalsynode 2021 - Posterioritäten definieren und das Problem abnehmender personeller Ressourcen
4. Wahrgenommen werden, sichtbar sein
5. Zeichen der Solidarität
6. Internationaler Alt-Katholikenkongress: Erfolg und doch der letzte von dieser Art?

1. Vorbemerkungen

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

ich freue mich, dass wir uns nach vier Jahren wieder hier, im Erbacher Hof, zur Synode treffen können. In den letzten zweieinhalb Jahren durften bzw. mussten wir die Vorzüge der digitalen Welt kennenlernen. Wenn ich nur daran denke, wie einfach es jetzt ist, wenn jemand ein Anliegen hat, das er der SV vortragen will. Statt ihn zu bitten, eine oft stundenlange Anreise nach Bonn anzutreten, kann man ihn heute digital zur Sitzung dazuschalten. Oder wenn ich an die Besprechungen mit Kirchenvorständen denke, die online stattgefunden haben und die wahrscheinlich wegen des hohen Zeitaufwands präsentisch nicht möglich gewesen wären.

Andererseits wurden mir in den letzten Monaten die Grenzen der digitalen Welt immer deutlicher. Menschliche Begegnung ist eben mehr als der Austausch von Informationen, sie ist ein ganzheitliches Ereignis. Die Grenzen des Digitalen fangen schon damit an, dass man sich nicht in die Augen schauen kann. Entweder schaut man in die Kamera oder auf eine bestimmte Kachel auf dem Bildschirm. Persönlich bin ich deshalb dankbar, dass vieles wieder ganz altmodisch analog stattfinden kann. Vor allem auch diese Synode.

Wir haben diesmal eine erstaunlich geringe Anzahl von Anträgen. Das ermöglicht es, die anstehenden Fragen in aller Ruhe zu besprechen, es schafft Freiräume für Austausch und Begegnung. Nutzen wir diese Chance, denn nirgendwo sonst erleben wir uns so intensiv als Gemeinschaft, als Bistum, wie bei den Synoden.

[...]

Der Berichtszeitraum ist ja nicht lang. Was geschehen ist, haben Sie über das Rundschreiben mitbekommen. Bei manchen Punkten, wie zum Beispiel der Situation der römisch-katholischen Kirche, könnte ich dasselbe sagen wie vor zehn Monaten, will mich aber nicht wiederholen. Vieles ist auch im SV-Bericht zu finden, was ehemals im

Bischofsbericht stand. Ich erzähle Ihnen deshalb einfach ein wenig von dem, was mich bewegt.

Beginnen möchte ich mit einem Rückblick auf die beiden letzten Synoden.

2. Friedenssynode 2018 - nicht von dieser Welt?

Oft habe ich in den letzten Wochen an unsere Synode 2018 gedacht, die einen thematischen Tag zum Thema „Frieden“ hatte und deshalb da und dort als Friedenssynode bezeichnet wurde. Seit dem Angriff Russlands auf die Ukraine scheint mir persönlich diese Synode wie aus der Zeit oder gar der Welt gefallen.

Ich bitte, das nicht als Kritik an den Organisatoren zu verstehen, denn ich habe das Konzept des Thementags damals ja mitgetragen. Es ist eher Ausdruck einer gewissen Hilflosigkeit. Da reden wir einen Tag über den Frieden, aber angesichts der aktuellen Situation hilft mir jener Tag wenig, um Orientierung zu finden. Warum ist das so? Ich möchte Sie im Folgenden an meinen ganz persönlichen Gedanken teilhaben lassen.

Im Rückblick würde ich sagen, dass damals, bei der Synode 2018, die Welt recht einfach schien (vielleicht haben wir sie uns auch einfach gemacht): Böse ist die Rüstungsindustrie (und da passiert auch Ungeheuerliches); gegen die muss man kämpfen. Und ansonsten - schlicht formuliert - genügt es, von einem christlichen Standpunkt aus gegen Krieg zu sein.

Der Krieg an sich schien weit weg. Das war er aber nicht. In der Ostukraine herrscht seit 2014 Krieg. Insofern ist der Aufschrei, der Krieg sei nach Europa zurückgekehrt, ein Aufschrei, der seit dem 24. Februar immer wieder zu hören ist, falsch und zeugt von einer eingeschränkten Wahrnehmung der Wirklichkeit.

Blicke ich auf die friedensethische Debatte in den beiden großen Kirchen, dann nehme ich einerseits eine große Verunsicherung wahr angesichts des aktuellen friedensethischen Konzepts, das mit dem Begriff „gerechter Friede“ umschrieben wird und das das Konzept des „gerechten Krieges“ abgelöst hat. Gleichzeitig lese ich die geradezu mantrahaft wiederholte Forderung, eine Rückkehr zum Konzept des gerechten Krieges könne es nicht geben.

Das Problem bei der Gegenüberstellung von „gerechter Friede“ und „gerechter Krieg“ besteht darin, dass das Wort „gerecht“ in beiden Formulierungen Unterschiedliches meint. Beim „gerechten Frieden“ geht es um die Einsicht, dass Gerechtigkeit die Basis wirklichen Friedens sein muss, während es beim „gerechten Krieg“ um die Rechtfertigungsgründe für die Anwendung militärischer Gewalt geht. Ich sehe da keinen wirklichen Gegensatz. Schaut man sich die Grundlagendokumente der beiden großen Kirchen an, dann wird man feststellen, dass sich in ihnen immer auch Passagen finden, in denen die Anwendung rechtserhaltender Gewalt gerechtfertigt wird,

zum Beispiel zur Selbstverteidigung.

Seit der Antike ringen Menschen mit der Frage, in welchen Fällen die Anwendung militärischer Gewalt gerechtfertigt sei. Fast immer wird die Selbstverteidigung gegen einen Angriff genannt, während ein Angriffskrieg abgelehnt wird. Daran sehen Sie, dass ein und derselbe Konflikt asymmetrisch in seiner ethischen Bewertung ist.

Nach der klassischen Lehre vom gerechten Krieg führt Putin einen ungerechten Krieg, die Ukraine einen gerechten. Wobei natürlich gerecht nicht bedeutet, dass alles erlaubt ist. Ein gerechter Krieg kann durchaus zu einem ungerechten werden und dann sind beide Seiten im Unrecht. Deshalb diskutieren wir ja auch seit Monaten, in welchem Ausmaß wir der Ukraine mit Waffenlieferungen helfen sollen.

Indem das Konzept des gerechten Krieges nach Rechtfertigungsgründen für die Anwendung militärischer Gewalt fragt, wird auch klargestellt, dass Krieg nicht einfach die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, sondern dass er einer Rechtfertigung bedarf. Das Konzept diene also durchaus dazu, den Krieg als solchen einzuhegen.

Aber wäre von einem christlichen Standpunkt aus nicht ein radikaler Pazifismus, ohne Wenn und Aber, ein radikaler Gewaltverzicht zu fordern?

Grundsätzlich halte ich es für wichtig, dass es auch radikalpazifistische Positionen gibt, denn sie sind eine wichtige Stimme in der ethischen Diskussion und ein Korrektiv gegen die Gefahr des Militarismus. Allerdings hat m.E. ein radikaler Pazifismus auch seine Grenzen. Selbst Gandhi habe eingestanden, dass man Hitler mit den Mitteln des gewaltfreien Widerstands nicht hätte besiegen können. Das ist leider so.

Die christliche Tradition hat in dieser Hinsicht eine bemerkenswerte Unterscheidung vorgenommen. Der Einzelne kann sich für radikalen Gewaltverzicht aussprechen und auch die damit verbundenen Nachteile, bis hin zum Tod, in Kauf nehmen. Aber wenn er in der Verantwortung für andere steht, dann muss er diese schützen, notfalls mit Gewalt.

Wenn ich abends unterwegs bin und überfallen werde, kann ich mich dafür entscheiden, mich zusammenschlagen zu lassen. Aber wenn ich sehe, dass ein anderer zusammengeslagen wird, dann sieht das ethische Dilemma anders aus.

Im Grunde führt die bundesdeutsche Öffentlichkeit seit Wochen eine Debatte über den gerechten Krieg: Sollen wir Waffen an die Ukraine liefern? Wenn ja, welche? Was darf man der Ukraine als Opfer für einen Waffenstillstand oder Frieden abverlangen?

Die kirchliche Friedensethik spielt dabei nach meiner Wahrnehmung nur eine geringe Rolle bzw. dringt über den Raum der innerkirchlichen Öffentlichkeit kaum hinaus. Das hat nicht nur mit dem Bedeutungsverlust der Kirchen zu tun, sondern auch

mit ihrem Mangel an Realitätsbezug. Es ist in meinen Augen problematisch, wenn ich von Kirchenvertretern und Kirchenvertreterinnen höre, egal ob man Waffen liefere oder nicht, man mache sich immer schuldig. Diese ethische Position kann ich nicht teilen, denn das hieße ja, es sei ethisch völlig egal, was ich mache.

Warum erzähle ich Ihnen das? Nicht, um jenen zu entsprechen, die immer wieder fordern, der Bischof solle zu aktuellen politischen Fragen Stellung nehmen. Vielleicht denken die gerade um.

Im evangelischen Bereich heißt der Bischofsbericht bisweilen „Bericht über für die Kirche bedeutsame Ereignisse“. Und das, was gerade geschieht, ist für uns bedeutsam. Wir müssen uns als Glaubende dazu verhalten. Damit meine ich nicht die Verabschiedung einer Resolution. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich spüre, dass ich im Grunde seit dem 24. Februar um meine Position ringe.

Ich bin mir bewusst, dass es für einen Bischof schöner wäre, er könnte über das Ideal der Gewaltlosigkeit, die Jesus vorgelebt hat, sprechen und dieses uneingeschränkt hochhalten. Aber das muss ich ja auch noch irgendwie mit der Wirklichkeit zusammenbringen. Angesichts dessen erlebe ich mich auch als ratlos und erschrecke selbst immer wieder, dass ich erleichtert bin angesichts der jüngsten militärischen Erfolge der ukrainischen Armee, denn auch dabei sterben Menschen. Aber was wäre die Alternative? Die Kapitulation? Ein Sieg Putins?

Vielleicht kam unsere Friedenssynode zum falschen Zeitpunkt. Ich bin mir sicher, heute würde leidenschaftlicher und engagierter diskutiert. Meine vorgetragenen Gedanken dürfen Sie als Anregung betrachten. Mehr wollen sie nicht sein.

Und jetzt ein harter Schnitt und ein paar Gedanken zur letzten Synode.

3. Digitalsynode 2021 - Posterioritäten definieren und das Problem abnehmender personeller Ressourcen

In den Berichten, die ich in den Gemeindebrief zur ersten Digitalsynode unseres Bistums fand, war eins auffallend: Fast überall war zu lesen, man sei positiv überrascht gewesen, dass alles so gut funktioniert hat. Daraus schließe ich, man hat mit allem gerechnet.

Dass die Synode technisch so gut funktioniert hat, lag natürlich an den Profis, in deren Hände wir die technische Seite legten. Am Ende hat uns die Synode rund 30.000 Euro gekostet, davon allein 20.000 für die Technik. Aber das Geld war es wert, denn ich möchte nicht wissen, wie eine völlig selbstgebastelte Lösung ausgesehen hätte.

Ein grundsätzliches Problem wurde im letzten Jahr berührt; im Grunde geht es um ein ganzes Problemfeld. Ich meine den SV-Antrag, die Dekaninnen und Dekane künf-

tig nicht mehr durch die Kirchenvorstände und Geistlichen wählen zu lassen, sondern sie zu ernennen. Im Hintergrund stand der Gedanke, auf diese Weise Menschen frühzeitig auf dieses Amt vorbereiten zu können. Da viele äußerten, der Vorschlag der SV schränke die synodalen Rechte der Gemeinden ein, zog die SV den Antrag zurück.

Ich gehöre nicht zu den Schnellsten, weshalb ich Ihnen mit einem Jahr Verspätung meine Meinung dazu kundtun möchte.

Die Frage, wer den Dekan bzw. die Dekanin bestellt, scheint das synodale Bewusstsein unserer Kirche zu berühren. Doch wie läuft diese Bestellung derzeit konkret ab?

Meines Wissens war die Wahl von Gerhard Ruisch als Nachfolger von Bernhard Heitz im Amt des bayerischen Dekans Mitte der neunziger Jahre die letzte Wahl, bei der es eine Auswahl gab. Damals standen sogar drei Kandidaten zur Wahl. Es war richtig spannend.

Seither - und wahrscheinlich auch davor - einigten sich die hauptamtlichen Geistlichen in der Pastoralkonferenz, wer von ihnen Dekan wird. So richtig aufgegangen ist mir dieser Umstand, als ich in einer Pastoralkonferenz eine geheime Probeabstimmung erlebte, um zu bestimmen, wer der Wunschkandidat der Mehrheit sei.

Man könnte also zugespitzt formulieren: Es sind nicht die Kirchenvorstände und Geistlichen, es sind nicht einmal die Geistlichen eines Dekanats in ihrer Gesamtheit, sondern die hauptamtlichen Pfarrerrinnen und Pfarrer, die den Dekan bestimmen.

Die Dekanatsversammlung kann man als Bestätigung dieser Vorauswahl und als Vertrauensbeweis von Seiten der Kirchenvorstände deuten. Allerdings wäre dann eine bessere Beteiligung wünschenswert. Schon bei der Wahl von Hans-Jürgen Pöschl fiel mir auf, dass eine Gemeinde bei der Wahl nur durch ihren Pfarrer vertreten war. Bei den letzten beiden Dekanswahlen war - so ich mich recht erinnere - die Beteiligung auch eher im Bereich von 60 Prozent. Ich kann es den Kirchenvorständen nicht einmal verdenken, wenn für sie die Dekanswahl nicht diesen Stellenwert hat, eben weil es in der Regel keine Auswahl gibt.

Bleiben wir bei den Dekanen. In diesem Bereich stoßen wir nämlich auf ein Phänomen, das uns auch an anderer Stelle zu schaffen macht, zum Beispiel im Hinblick auf die Kirchenvorstände: Es wird immer schwerer, jemanden für dieses Amt zu finden, deshalb gibt es ja auch immer nur einen Kandidaten. Darüber haben wir letztes Jahr gar nicht gesprochen. Aber das scheint mir sogar das größere Problem zu sein.

Immer häufiger muss ich zunächst kommissarische Dekane ernennen, derzeit für Bayern, zuletzt für Südwest. Im Norden werden wir ab dem 8. Oktober gar keinen Dekan haben, nicht einmal einen kommissarischen.

Bei den Dekanen wird etwas sichtbar, was uns auch anderweitig beschwert: Menschen

zu finden, die Verantwortung übernehmen, sei es haupt- oder ehrenamtlich, und zwar nicht projektbezogen, sondern gebunden an Ämter mit einer bestimmten Zeitdauer.

Zwei Beispiele:

Als ich 1986 erstmals in die Gemeinde Nürnberg kam, hatte der Kirchenvorstand dort 12 Mitglieder, also die maximale Zahl. Ich glaube nicht, dass es im Bistum eine Gemeinde gibt, die diese Möglichkeit noch voll ausschöpft. Oder irre ich mich? An den KV-Listen sehe ich, dass heute etliche unserer Gemeinden nicht mehr die nötigen Ersatzleute haben, die sie wählen könnten.

Zweites Beispiel: Als ich 1989 meine erste Synode, damals noch von der Besucherempore aus, erlebte, standen die Synodalen und die Geistlichen geradezu Schlange, um für die SV zu kandidieren. Damals bestand die SV sogar aus acht Personen, statt - wie heute - aus sechs. Diese Zeiten sind schon lange vorbei.

Dieses Phänomen betrifft auch andere Kirchen. Im Rheinland gibt es Presbyteriumswahlen, bei denen gar nicht mehr gewählt wird, weil es nur so viele Kandidatinnen und Kandidaten gibt wie zu vergebende Plätze. Ein römisch-katholischer Freund erzählte mir, mittlerweile würden Priester sogar die Berufung ins Bischofsamt ablehnen, was man sich bislang nicht vorstellen konnte. Auch im öffentlichen Bereich ist es nicht anders. In NRW sind rund 1.000 Stellen für Schulleiterinnen und Schulleiter unbesetzt.

Die Gründe sind vielfältiger Natur. Bei der Bereitschaft, sich ehrenamtlich verbindlich zu engagieren, hat sich etwas verändert. Vielfach ist die Belastung im Beruf gestiegen, so dass die Abwägung zwischen Ehrenamt und Familie oft und verständlicherweise zugunsten der Familie ausfällt.

Ein wichtiger Punkt, der uns als Kirche beschäftigen muss, dürfte folgender sein: Die Ehrenämter und die Zusatzaufgaben für die Geistlichen sind anspruchsvoller geworden, und zwar auf allen Ebenen. Kirchenvorstände müssen sich heute mit Datenschutz, Prävention, Arbeitsschutz, versicherungsrechtlichen und juristischen Fragen, Fragen rund um die Immobilien befassen, die immer komplexer werden. Ich sehe das ja auch in meinem Arbeitsfeld. Bestimmte Themenbereiche gab es vor zwölf Jahren schlichtweg nicht. Im Ordinariat müssen wir immer häufiger fachkundigen juristischen Rat einholen - und das kostet.

Auch die Zusatzaufgaben, die Geistliche übernehmen, sind anspruchsvoller geworden. Seitdem zum Beispiel die Bischöflichen Dozenten im Rahmen des universitären Masterstudiengangs unterrichten, müssen sie eine andere Qualität abliefern, als das vorher eingefordert worden war. Auch das Dekansamt ist anspruchsvoller geworden, denn die Dekane sollen stärker als Vertreter des Bischofs fungieren.

Es gibt verschiedene Strategien, den höheren Ansprüchen gerecht zu werden, um das

Gefühl der Überforderung zu vermeiden.

Eine besteht in der Professionalisierung, ein Weg, den wir seit Jahren gehen. Ich darf auf die halbe Stelle für die Finanzkommission verweisen, die ihr zuarbeitet. Auch, dass wir erstmals eine halbe Stelle für das Generalvikariat haben, gehört in diesen Kontext. Das Problem bei dieser Strategie: Sie kostet Geld, das wir im Moment haben, aber wie es in ein paar Jahren aussehen wird, wissen wir nicht.

Eine andere Strategie ist die der Qualifikation und Zurüstung. Der Gedanke, die Dekane vor dem Antritt ihres Amtes zuzurüsten, resultiert ja aus der Beobachtung, dass die Ansprüche an das Amt gewachsen sind. Zu nennen wären auch die Supervisionsgruppen für Geistliche.

Eine dritte Strategie wäre die der Konzentration auf das Wesentliche, also weglassen, was nicht so wichtig ist. Das ist ein heikles Unterfangen, denn es ist einfach, sich über Prioritäten zu verständigen, aber heikel, gemeinsam Posterioritäten zu definieren. Wer ist schon bereit, sein bisheriges Steckenpferd als nachrangig zu klassifizieren?

Ich stelle einfach mal ein paar Fragen in den Raum:

- Können wir jedes Gremium, sei es ökumenisch oder kommunal, bespielen? In der Bischofskonferenz haben wir uns entschieden, bei bestimmten Organisationen Mitglied zu bleiben, aber uns nicht mehr zu engagieren, weil in der Vergangenheit das Engagement immer nur punktuell und nicht nachhaltig war.
- Konkreter: Können wir es uns leisten, dass alt-katholische Pfarrerinnen und Pfarrer Vorsitzende der örtlichen AcKs sind oder überlassen wir diese Funktion jenen, die einen Mitarbeiterstab haben?
- Gibt es Verwaltungsvorgänge, die wir vereinfachen oder gar streichen könnten? Für Vorschläge wäre ich dankbar.
- Könnten wir manche Gremien verkleinern? Ich weiß, auch das ist eine heikle Angelegenheit.

Im Bericht der SV wurde bereits angedeutet, dass wir in diesem Bereich eine große Gestaltungsaufgabe vor uns haben. Denn was wir vermeiden müssen, ist, dass Menschen in ihren Ehrenämtern oder Geistliche durch die Zusatzaufgaben ausbrennen. Wir werden als Synodalvertretung auf jeden Fall darauf achten, dass diese Zusatzaufgaben gerecht und gerechter verteilt werden.

Am Samstag wählen wir die SV und Teile der Finanzkommission neu. Vielleicht denken jetzt manche, das motiviert ja nicht gerade zur Kandidatur. Ich will ehrlich sein: Kandidieren Sie nur, wenn sie Leidenschaft in sich spüren. Ja, auch die Arbeit in der SV ist anspruchsvoller worden. Aber anspruchsvoll bedeutet auch interessant. Glauben Sie mir, zumindest wir in der SV (für die Finanzkommission wage ich nicht zu sprechen) können es vom Unterhaltungswert und der Spannung locker mit mancher Netflixserie aufnehmen.

4. Wahrgenommen werden, sichtbar sein

In der vergangenen Woche erschien auf der Internetplattform katholisch.de ein Interview mit dem Linzer Liturgiewissenschaftler Ewald Volgger über die Thematik der Partnerschaftssegnung, wie sie in der römisch-katholischen Kirche mit allen sexual-ethischen Implikationen diskutiert wird. Ich zitiere:

„Schon seit vielen Jahren werden Bausteine zur Segnung von gleichgeschlechtlichen Paaren vorgelegt. Ein sehr guter Entwurf außerhalb der katholischen Kirche ist die Partnerschaftssegnung der Alt-katholischen Kirche, die interessanterweise auch gerne von katholischen Partnerinnen und Partnern aufgegriffen und praktiziert wird. Liturgietheologisch ist der Entwurf der Alt-katholischen Kirche wertvoll.“

Ein anderes Beispiel: Bereits 2019 hat die Erfurter Systematikerin Julia Knop einen Band mit dem Titel „Beziehungsweise. Theologie der Ehe, Partnerschaft und Familie“ veröffentlicht. In diesem Band findet sich nicht nur ein Kapitel „Mit dem Segen der Kirche: Die Ehe in altkatholischer Sicht“, sondern immer wieder wird auf unsere liturgischen Texte zurückgegriffen, nicht nur auf die Partnerschaftssegnung, sondern auch auf das gemeinsam mit der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche erarbeitete ökumenische Trauformular. Ebenso wurde das Buch von Lothar Haag über das Ehesakrament herangezogen sowie der Aufsatzband „Mit dem Segen der Kirche“.

Wir sind also mit unseren Positionen im Blick, konkret beim Thema Ehe und Partnerschaft. Das ist kein Erfolg unserer Öffentlichkeitsarbeit, sondern unserer gemeinsamen Arbeit, auch als Synode, an den Themen unserer Zeit.

Was man aus diesem Beispiel gut lernen kann: Wir werden wahrgenommen, wenn wir etwas zu bieten haben, mit dem man sich auseinandersetzen kann. Dazu gehört Literatur, die leicht zugänglich ist. Das erklärt übrigens auch, warum in anderen Kontexten auf unsere Erfahrungen kaum zurückgegriffen wird, zum Beispiel beim Thema Synodalität oder beim Thema Frauenordination. Zwar wird dann und wann eine unserer Priesterinnen zu einem Podiumsgespräch eingeladen, aber in der Literatur, in der öffentlichen Diskussion spielen wir kaum eine Rolle. Es gibt schlichtweg keine leicht erreichbare Veröffentlichung zu diesen Themen.

Aber ich erzähle Ihnen von diesen Beobachtungen nicht, um darüber zu jammern, wo wir nicht wahrgenommen werden, sondern durchaus voller Stolz, dass die alt-katholische theologische Stimme zumindest bei einigen Themen hörbar ist und auch gewürdigt wird. Vergleicht man das mit der Situation vor 20 Jahren, wird man sogar feststellen, dass wir in den Diskussionen und auch in den Medien so präsent sind, wie nie zuvor.

Deshalb danke ich allen, die ihre theologischen Kompetenzen zum Wohl der Kirche einbringen, sei es in der Liturgischen Kommission, im Dozentenkollegium, am Universitätsseminar oder in anderen Kommissionen. Das Universitätsseminar erlebe ich

als vernetzt wie noch nie in seiner Geschichte, was ein Verdienst von Prof. Andreas Krebs ist.

5. Zeichen der Solidarität

Zweimal habe ich in den letzten Monaten die Gemeinden um eine Sonderkollekte gebeten. Im Sommer 2021 für die Flutopfer an Ahr und Erft, 2022 für die Ukraine. Beide Mal kamen die ersten Spenden kurz nachdem die Aufrufe online veröffentlicht waren.

Auf dem Bistumskonto gingen für die Fluthilfe über 77.000 Euro ein. Mit den Spenden auf den Konten der Gemeinden Koblenz und Köln dürften 100.000 Euro zusammengekommen sein. Von den 77.000 Euro konnten bereits 63.000 Euro ihrem Zweck zugeführt werden.

Ähnlich war es nach dem Krieg in der Ukraine. Bislang sind 58.600 Euro an Spenden und Kollekten eingegangen, die wir für zwei Initiativen gespendet haben: Für die Organisation Medeor vom Niederrhein, die Krankenhäuser in der Ukraine mit medizinischem Bedarf und Medikamenten versorgt. Und für die Aktion „Hoffnungszeichen“, die sich der Flüchtlingshilfe verschrieben, hat.

Diese Spenden sind ein starkes Zeichen der Solidarität, denn die anderen Kollekten und Spendenaktionen haben darunter nicht gelitten. Vergelt's Gott den Spenderinnen und Spendern!

6. Internationaler Alt-Katholikenkongress: Erfolg und doch der letzte dieser Art?

Leider konnte ich am Kongress nicht teilnehmen, aber allenthalben habe ich nur Positives gehört. Ein großer Dank gilt dem Vorbereitungsteam unter der Leitung von Anja Goller.

In der Bischofskonferenz werden wir den Kongress reflektieren. Ich kann mir gut vorstellen, dass er trotz seines Erfolgs der letzte dieser Art war. Und mit dieser Art meine ich: Ein Kongress, der offen ist für eine unbestimmte Anzahl von Besucherinnen und Besuchern. In Bonn haben wir mit 200 bis 400 Menschen kalkuliert, gekommen sind insgesamt rund 300, an jedem Tag waren mindestens 250 anwesend.

Das Problem bei diesem offenen Konzept sind die Kosten. Diese laufen den veranstaltenden Kirchen davon. Der Kongress in Zürich 2010 ergab am Ende ein Defizit von 150.000 Franken, der Kongress 2014 in Utrecht von über 200.000 Euro. Im Haushaltsplan der Synodalkasse finden Sie Rückstellungen von 200.000 Euro. Eine grobe Auflistung der Kosten für den Bonner Kongress ergab eine Summe von über

160.000 Euro. Es dürfte am Ende ein Deckungsdefizit geben von 130.000 bis 140.000 Euro.

Wir werden in der Bischofskonferenz überlegen, wie wir zu einem zukunftsfähigen Kongresskonzept kommen können. Denn jetzt ist es schon so, dass bestimmte Mitgliedskirchen aus finanziellen Gründen nicht in der Lage sind, als Gastgeber zu fungieren.

* * * *

Nach vier Jahren wieder Synode in Präsenz. Allein, dass man das Wort „Präsenz“ eigens erwähnen muss, zeigt, in welch verrückten Zeiten wir leben. Ich wünsche uns allen Tage der Begegnung, des fruchtbaren Austausches von Meinungen und Gedanken (nicht von Viren), gute Entscheidungen für unsere Kirche, Nerven und den notwendigen Überblick, wenn der 7. Änderungsantrag eingebracht wird, dass wir über uns selber lachen können und am Sonntag gesund wieder heimkehren.

Ihnen allen danke ich für Ihre Aufmerksamkeit.

Bischof Dr. Matthias Ring